



JULIE STERNBOCK

LESEPROBE

THE
PANTHERS
MATE

COZY WANDLER ROMANCE

Leseprobe

Jule Sternbock – The Panthers Mate

THE PANTHERS MATE

Cozy Wandler Romance

LESEPROBE

Jule Sternbock

Impressum

Leseprobe der deutschsprachigen Erstausgabe März 2026

Copyright © 2026 Jessica Graves alias Jule Sternbock

Jessica Graves
c/o WirFinden.Es
Naß und Hellie GbR
Kirchgasse 19
65817 Eppstein

VORWORT

Vor langer Zeit, als die Erde noch jung war und alle Menschen eine Sprache sprachen, da lebten sie mit Tieren und Pflanzen im Einklang. Doch die Menschen strebten nach Höherem, nach einem Eigenen, einem Selbst, einem Besitz. Das weckte Gier in ihnen, Missgunst und Neid.

Um die Menschen daran zu erinnern, dass sie Teil eines großen Ganzen sind, das nicht vergessen werden darf, schenkten die Tiere einigen derer, die ihnen würdig erschienen, die Fähigkeit, tierische Gestalt anzunehmen.

Diese Wandler wurden Vermittler zwischen den Welten. Sie spürten die Bedürfnisse der Natur und brachten sie den Menschen näher, auf dass diese immer an ihre Verbündeten in der Tier- und Pflanzenwelt erinnert werden, ganz gleich, wie weit sie in ihrer eigenen Entwicklung fortstreben.

KAPITEL 1

Tief atmete ich die feuchte Luft ein und seufzte zufrieden über die Fülle an erdigen und blumigen Gerüchen, die mir sofort in die Lungen strömten. Der Dschungel lebte. Das Rascheln des Windes verwob sich mit dem Geplätscher der Tropfen und den Rufen der Tiere zu einer perfekten Symphonie übersprudelnden Lebens. Eine Fülle an Pflanzen bedeckte jeden Zentimeter. Sie rankten sich bis zum dichten Blätterdach hinauf.

Ich fühlte mich wohl umarmt von dieser grünen Hölle. Obwohl ich schwitzte und mein Herz wegen der Hitze schneller schlug, genoss ich den Urlaub jetzt schon sehr. Die bedrückende Enge der Stadt war hier Lichtjahre entfernt. Ich war frei und ungebunden – jedenfalls wenn man von meinem Verlobten absah, der ein paar Meter hinter mir her trottete.

»Amanda, geh nicht zu weit voraus! Du weißt, wie leicht man sich hier verirren kann!« Orlando klang besorgt und obwohl ich voller Enthusiasmus vorauspreschen wollte, wusste ich, dass er recht hatte. Den Amazonas sollte man nicht auf die leichte Schulter nehmen.

Hier lauerten Gefahren in unzähligen Formen. Im trüben Wasser könnten Piranhas innerhalb von Sekunden einen arglosen Schritt in die letzten Lebenssekunden verwandeln und zwischen den Wurzeln verharren regungslos, perfekt getarnt, die tödlichen Jararaca-Lanzenottern. An den Ufern warteten die Stachelpalmen mit ihren langen, mit giftigen Stacheln bewehrten Blattstielen, die bei Berührung böse Wunden rissen und Fieber brachten. Passte man nicht auf, konnte man in ein Nest der tropischen Riesenameisen treten, von denen ein Biss so schmerzhaft war, wie einen Schuss aus einer Pistole abzubekommen. In der feuchtwarmen Luft summten Moskitos, die Malaria oder Denguefieber übertrugen, und in den Bäumen hockten Affen, die jede Bewegung genau beobachteten und nur auf ein Stolpern zu warten schienen. Der Wald war kein Feind, aber ein unerbittlicher Prüfer, und ein einziger unbedachter Moment konnte hier schon zu viel sein.

Sonderbarerweise machte mir all das überhaupt keine Angst. Im Gegenteil, ich fühlte mich hier so wohl und sicher, wie im stressigen Büroalltag der Großstadt schon ewig nicht mehr.

Ich drehte mich um und winkte Orlando zu. »Mach dir keine Sorgen, ich bleib in Sichtweite.«

Aber die Versuchung, ein wenig Abstand zu gewinnen, war groß. Wir hatten in den letzten Wochen zu sehr aufeinandergehockt, eingepfercht in unsere kleine New Yorker Wohnung, gefangen im tristen Alltag. Etwas in mir wollte endlich mal ausbrechen! Die angestaute Unruhe der vergangenen Monate kribbelte mir jetzt deutlicher unter der Haut, als würde mich etwas rufen. Ich brauchte eindeutig einen Moment für mich.

Also schritt ich energischer voran und nahm meine Umgebung dabei noch bewusster wahr: Die Intensität der Natur wirkte hier fast unwirklich. Tiefgrüne Blätter und bunte Blumen in allen Farben; Baumstämme, die wie uralte Giganten aufragten. Hier war alles anders und ich liebte die Abwechslung gerade sehr. Mir konnte es gar nicht schrill, duftend und intensiv genug sein.

Ein blau gefiederter Vogel flatterte mit einem Schrei auf und ich blieb stehen, um ihn zu beobachten. In einigen wenigen Flügelschlägen war er im dichten Gewirr aus Lianen, Blumen und Büschen verschwunden. Die Affen keckerten.

Ich wollte ihm in die Richtung folgen.

Doch mein nächster Schritt geriet nur halb so lang wie geplant. Als wäre ich gegen eine Wand aus Luft gelaufen, blieb ich

plötzlich stehen. Ein Instinkt, den ich nicht benennen konnte, ließ mich innehalten.

Der Dschungel, eben noch laut, bunt und reizüberflutend, hielt auf einmal den Atem an – und ich mit ihm. Die Zeit blieb stehen.

Von rechts kam ein leises Rascheln. Ein Schatten bewegte sich zwischen den Bäumen. Meine Nackenhaare stellten sich auf. Ich fühlte mich beobachtet. Nicht von den Affen, den Palmen, Ameisen oder Schlangen.

Nein, da war etwas. Etwas Dunkles. Etwas, das es fertig brachte, dass die Eindrücke des Dschungels für einen Moment in den Hintergrund rückten und sich meine gesamte Wahrnehmung darauf richten wollte. Suchend spähte ich durchs Gestrüpp.

»Orlando?« Ich klang nervöser, als ich wollte.

Aber es war nicht Orlando. Aus den Schatten trat ein Mann, den ich noch nie gesehen hatte, lautlos wie die Nacht und zielstrebig wie ein Raubtier. Er war groß, muskulös und hatte olivfarbene Haut, die im gedämpften Licht des Dschungels fast golden wirkte. Sein Haar war schwarz, seine Augen dunkel und voller Intensität, die mich augenblicklich bannte. Er war oberkörperfrei. Es war unmöglich, den Blick nicht über seine kräftigen Schultern und die verführerisch glänzende, breite Brust

gleiten zu lassen. Bei seinem Anblick wurde mein Mund staubtrocken.

Er schmunzelte. In seinen Augen funkelte es. »Hast du dich verlaufen, kleine Maus?« Seine tiefe Stimme hatte ein katzenhaftes Schnurren, das mir unter die Haut ging.

»Wer ... bist du?« Mein Herz hämmerte mir in der Brust. Mein Verstand sagte mir, dass ich zurückweichen sollte, weil Fremde im Dschungel eine Gefahr sein konnten – so wie alles andere hier eine Bedrohung darstellte. Aber irgendetwas an seinem Blick hielt mich an Ort und Stelle.

»Percy,«, sagte er und kam einen Schritt näher. Er bewegte sich mit einer geschmeidigen Eleganz, für die ich ihn auf dem unebenen, wurzelbedeckten Boden beneidete. »Und du bist?«

»Amanda.«

Wie ein Raubtier, das seine Beute taxierte, neigte Percy den Kopf. »Schöner Name. Passt zu dir.«

»Ich sollte gehen.« Nervös machte ich einen Schritt zur Seite.

Geschmeidig trat er mir in den Weg und blockierte ihn.

»Solltest du?« Sein Tonfall war sanft, aber sein Blick hielt mich fest. »Bleib doch noch. Ich beiße nicht.«

Mein Herz machte einen Satz. Etwas an ihm war einschüchternd und zugleich ... anziehend. Unter meiner Haut

kribbelte es intensiver. Wie konnte er mich so nervös machen, ohne auch nur einen Finger zu heben?

Zwischen uns schien die Luft zum Zerreißen gespannt. Ich hielt den Atem an – während sich seine Nasenflügel blähten, als würde er eine Fährte aufnehmen. Der Blick wurde animalisch wild. Als seine Muskeln zuckten, als wollte er sich abhalten, mich anzuspringen, war das der Startschuss.

Keine Ahnung, woher dieser abrupte Fluchttrieb kam, aber bevor ich darüber nachdenken konnte, wirbelte ich herum. Ich rannte durch das dichte Unterholz, über Wurzeln und Schlingpflanzen, über unebenen Boden – und dann hörte ich es: das bedrohliche, schnelle Trommeln von schweren Tatzen, als das Raubtier die Verfolgung aufnahm. Es kam näher!

Mein Herz raste, das Blut rauschte mir in den Ohren, untermalt nur von meinem eigenen, flachen Atmen.

Und dann, als das Trommeln ganz nah war, quiekte ich auf und verwandelte mich instinktiv. Mein Körper schrumpfte, ich sprang aus der Kleidung auf den Boden, kam unter einer Wurzel an und war für einen Moment froh, dass dies meine Gestalt war: eine Rennmaus.

Doch bevor ich mich darüber freuen und im Unterholz davoneilen konnte, spürte ich ein Gewicht auf meinem

Schwanz. Percys Tatze hielt mich fest – genug, um mich aufzuhalten. Ein tiefes Schnurren erklang so nah, dass es mir jedes einzelne Haar aufstellte.

Er leckte mir über den Rücken, langsam und genüsslich. Seine riesige, feuchte Zunge glitt so intensiv über meinen kleinen Körper, dass es mir regelrecht unter die Haut ging. Der heiße Atem hätte mir Angst machen sollen. Stattdessen durchfuhr mich ein Beben, das definitiv nicht der Panik entsprang.

Erschrocken von ihm oder meiner körperlichen Reaktion verwandelte ich mich zurück. »Lass mich los!«, brachte ich hervor und drehte mich eilig auf den Rücken.

Bei dem Panther, der mir entgegensah, stockte mir der Atem. Er war eine eindrucksvolle Erscheinung. Mindestens so imposant wie der Mann, der er gerade eben noch gewesen war. Die Krallen eingefahren, fuhr seine samtene Tatze über meinen flachen Bauch und brachte mich zum Beben. Er schnurrte lauter.

Ich biss mir auf die Unterlippe. Mit so einer Begegnung hatte ich nicht gerechnet, als wir am Morgen aufgebrochen waren, um uns in die Büsche zu schlagen. Weder hatte ich meine Nacktheit einkalkuliert, noch dass mich ein Raubtier auf den warmen Erdboden drücken würde. Und am wenigsten, dass mich das

erregte. Letzteres allerdings konnte ich nicht leugnen. Mein Unterleib pulsierte und meine Atmung war nicht nur wegen der kurzen Jagd ganz abgeflacht. Seine Nähe brachte mich vollends aus dem Konzept.

Mein Herz raste, als sich der Panther an mich schmiegte. Sein starker Körper drückte mich in den Waldboden und als seine Zunge über meinen Hals leckte, in der gleichen sinnlichen Bewegung, in der er es gerade schon getan hatte, entwich mir ein Stöhnen. Ich krallte mich in das schwarze, seidige Fell. Bei allen Heiligen, ich war feucht. Und das, weil ein verdammter Panther auf mir hockte.

»Fuck«, fluchte ich – viel atemloser und hingerissener, als ich es beabsichtigt hatte.

Das Schnurren des Raubtiers klang wie ein Lachen. Er verwandelte sich zurück. Plötzlich lag ich in der innigen Umarmung dieses Adonis, in dessen dunklen Augen es funkelte, als hätte ich ihm ein Kompliment gemacht. Seine eindrucksvollen Muskeln fühlten sich viel zu betörend unter meinen Händen an. Und sein Duft stieg mir verführerisch in die Nase. Er roch nach Urwald, Moos, Mahagoni, Kardamom und Ingwer. Die Kombination benebelte mir die Sinne.

Grinsend sagte er: »Nicht die schlechteste Idee. So können wir feiern, dass wir uns gefunden haben.« Zärtlich küsste er sich meinen Hals entlang, ehe er hauchte: »Mate.«

Ein elektrisierender Schauer durchlief mich. Mein Herz raste. »Nein.« Entschieden stieß ich ihn von mir, stand auf und wich zurück. »Das geht nicht.«

Er musterte mich verwirrt. »Und wieso nicht?«

»Weil du ... weil ich, wir ...«

Bevor ich die richtigen Worte finden konnte, hörte ich Orlando rufen: »Amanda?!«

Seine Stimme holte mich brutal in die Realität. Ich sah den Fremden fast entschuldigend an. In seiner Miene erkannte ich, dass er begriff. Dann die Enttäuschung. Noch ehe ich ihn aufhalten konnte, verwandelte er sich zurück. Eine Sekunde später war der Panther im dichten Dschungel verschwunden, lautlos wie ein Schatten. Ich biss mir auf die Unterlippe. Ein unerklärlich schlechtes Gewissen erfasste mich.

»Amanda?«

Mist, ich war splitterfasernackt. Mein Verlobter wusste nicht, dass ich zu den wenigen Wandlern gehörte, die es auf der Welt gab. Ich hatte dieses Geheimnis stets für mich behalten, weil die Menschen solche wie mich als ›Freaks‹ oder ›Halbmenschen‹

bezeichneten. So instinktiv wie heute hatte ich mich schon seit meiner Teenagerzeit nicht mehr verwandelt. Normalerweise tat ich sowas nicht. Niemals.

Eilig streifte ich mir meine Kleidung über. Sobald Orlando zwischen den Bäumen zu sehen war, zog ich mich hinter einen Stamm zurück. Dort schloss ich mit bebenden Fingern die Hose und rief: »Hier!«

Ich fuhr mir noch einmal durchs Haar. Die wilden, braunen Locken waren eigentlich durch einen Haargummi gebändigt, doch die Verwandlung hatte alles zunichtegemacht. Ich fand den Gummi nicht mehr auf dem Boden.

»Da bist du ja!« Orlandos Stimme klang erleichtert, als er zwischen den Bäumen auftauchte. Sein Blick huschte prüfend über mich. »Alles okay? Wieso bist du denn so plötzlich verschwunden? Ich habe dich ja gar nicht mehr gesehen.«

»Musste mal.« Vage wedelte ich mit der Hand in eine beliebige Richtung. »Hier war eine gute Stelle.«

Orlando runzelte die Stirn. »Und warum siehst du so aus, als hast du einen Marathon hinter dir?« Er musterte mein Gesicht, das sich warm und schwitzig anfühlte, als hätte ich es in einen Hochofen gesteckt. »Was ist mit deinem Haar passiert?«

»Ich bin über eine Wurzel gestolpert und hingefallen«, sagte ich schnell, bevor er weitere Fragen stellen konnte, zwang ein Lächeln auf meine Lippen und wischte mir mit dem Handrücken über eine feuchte Schläfe. »Aber mir geht's gut, wirklich. Es war nichts Schlimmes. Die Stechpalmen und Skorpione haben mich in Ruhe gelassen, zum Glück.«

Seine Stirn legte sich noch tiefer in Falten. »Bist du sicher, dass du in Ordnung bist? Du siehst aus, als hätte dich was erschreckt.«

»Nein, alles okay.« Ich wich seinem forschenden Blick aus und trat an ihm vorbei, in Richtung des kaum erkennbaren Trampelpfades, von dem wir gekommen waren.

Er griff nach meiner Hand und hielt mich zurück. »Amanda, wenn irgendwas ist, kannst du mir das sagen. Das weißt du, ja?«

Ich nickte, doch ich konnte ihn nicht ansehen. Eigentlich log ich meinen Verlobten nicht an. Aber normalerweise hatte ich auch keine intimen Begegnungen mit fremden Männern, die fast in Sex endeten. Sowas konnte ich ihm nicht sagen. Es würde ihm das Herz brechen. Wozu schlafende Hunde wecken, wenn ich diesen Mann ohnehin nie wiedersehen würde? Es war ein Unfall gewesen, nichts weiter.

Bei dem Gedanken zog es wehmütig in meiner Brust.

Ich ignorierte es und beteuerte stattdessen: »Ich weiß. Es ist nichts, wirklich.«

Seufzend schüttelte er den Kopf. »Okay, wenn du das sagst. Aber bleib bitte bei mir. Ich will nicht, dass wir uns verlaufen.«

»Natürlich«, murmelte ich und zwang ein weiteres Lächeln auf mein Gesicht.

Während wir den Weg zurückgingen, fühlte ich Orlandos Blick auf mir. Doch wie konnte ich ihm erklären, dass ich einem Mann begegnet war – einem Pantherwandler auch noch –, der behauptet hatte, ich sei seine »Mate«? Dass mein Körper auf ihn reagiert hatte und mein Verstand verzweifelt versuchte, einen Sinn darin zu finden?

Das war unmöglich. Mein Leben war gut, wie es war. Orlando war perfekt mit seinem blonden Haar, dem jungenhaften Charme und den Grübchen, die ich so niedlich fand. Er hatte einen guten Job in der Großstadt, so wie ich. Wir passten zusammen, hatten uns ein gemeinsames Leben aufgebaut, wollten bald heiraten. Und doch hatte Percy ...

Ich schüttelte das Gefühl ab, das in meinem Bauch rumorte.

»Hey.« Orlando drückte sanft meine Hand. Als ich aufsah, wies er mit dem Kopf zur Weggabelung vor uns. »Was hältst du davon, wenn wir diesmal nach links gehen, statt zurück? Laut Karte soll

es da ein Dorf geben. Wir könnten uns unter die Einheimischen mischen, was denkst du? Eine lokale Spezialität probieren oder sowas? Postkarten kaufen?«

Ich zwang mich zu einem Grinsen. »Gute Idee.«

Deshalb liebte ich Orlando. Weil wir beide gern abseits der ausgetretenen Touristenpfade Urlaub machten. Wir mochten keine großen Hotelanlagen, sondern wollten die Länder, die wir bereisten, besser kennenlernen. Wollten wirklich hautnah dabei sein, statt von einem Reisebus oder einem Kreuzfahrtschiff zu springen und mit hunderten anderen ein kleines Dorf zu überfallen, bis die dortige Kultur vom Kommerz erstickt wurde.

Als er mich nach links zog, folgte ich. Der Linienbus, mit dem wir aus der nahen Kleinstadt hergekommen waren, würde auch in zwei Stunden noch fahren.

KAPITEL 2

Die Hitze des Dschungels wich, als wir auf die ersten Anzeichen von Zivilisation stießen. Der Pfad wurde breiter, das Dickicht löste sich langsam auf und dann, wie aus dem Nichts, lag es vor uns: ein kleines Dorf mitten im Nirgendwo wie ein grünes Juwel.

Die Häuser waren aus Holz gebaut, einige auf Stelzen, andere direkt am Boden. Ihre Dächer waren mit Palmblättern bedeckt, die sich im sanften Wind bewegten. Das Dorf lag ins Herz des Dschungels eingebettet und besonders beeindruckend waren die riesigen Kapokbäume mit ihren breiten Brettwurzeln, die wie natürliche Kathedralen darüber aufragten. Zwischen den Häusern verliefen schmale Wege aus festgetretener Erde, gesäumt von Blumen.

Im Zentrum des Dorfes lag ein großer Platz, der mit flachen Steinen gepflastert war. Ein alter Brunnen mit einem kunstvoll geschnitzten Holzdach stand in der Mitte und um ihn herum waren einfache Bänke aufgestellt. Kinder liefen barfuß über den Platz, lachend und spielend, während Erwachsene in kleinen Gruppen beisammenstanden und redeten. Ein imposanter Tempel aus grauem Stein ragte auf der gegenüberliegenden

Seite auf, dessen Mauern mit kunstvollen Reliefs geschmückt waren. Große Schalen standen davor, aus denen Rauch aufstieg.

»Wow«, machte Orlando fasziniert. Seine Augen weiteten sich. »Das ist unglaublich. Hierher zu kommen, ist die richtige Entscheidung gewesen.«

Ich nickte. Mein Blick wanderte über die Häuser und blieb an einem kleinen Laden hängen. Ein handgemaltes Schild hing bei der Tür: »Mercado«.

Nicht weit davon entfernt gab es einen Pub: eine Hütte ohne Wände, dafür mit großen, rustikalen Holztischen und Bänken. Menschen lachten laut und tranken miteinander. Gläser klirrten, Stimmen und Gitarrenmusik drangen zu uns herüber.

Orlando deutete darauf. »Vielleicht sollten wir dort nachfragen, ob wir über Nacht bleiben können.«

Überrascht sah ich ihn an. »Was?«

»Wir können hier übernachten.« Er grinste mich mit jugendlichem Elan an. »Diese Kultur am Abend erleben, die Geräusche des Urwaldes hören. Hier sind wir mittendrin.«

»Schon, aber ...« Die Aussicht darauf, hierzubleiben, gefiel mir nicht. Ich war vielleicht abenteuerlustig, doch nicht der spontane Typ Mensch.

Aufmerksam sah Orlando mich an. Er wartete auf das Ende meines Satzes – und mir fiel kein vernünftiges Argument ein, außer ›das ist mir zu plötzlich‹. Ich wollte kein Spielverderber sein. Wenn wir wirklich mitten im Dschungel übernachteten, statt in dem kleinen Hotel in der nahegelegenen Stadt, hätten wir anschließend sicher einiges zu erzählen. Ich musste mich nur überwinden.

Also zwang ich mich zu einem Nicken. »Na gut. Okay, übernachten wir hier.«

Orlandos Lächeln wurde breiter. »Klasse!«

An der Hand zog er mich in Richtung Pub.

Mit einem beklemmenden Gefühl in der Brust folgte ich ihm. Es kam mir so vor, als würden wir von den Einheimischen beobachtet werden. Obwohl mein Geist über die unerwartete Begegnung noch immer aufgewühlt war, war mein Körper seltsam ruhig. Das half gegen das Gefühl der Beobachtung. Wir waren hier nicht in Gefahr, nur weil ... vermutlich ein Pantherwandler im Dorf lebte.

Ob sie davon wussten?

Ich warf einen Blick zum Tempel. Jetzt, da wir dem Gebäude näher waren, erkannte ich die kunstvollen Reliefs an den

Mauern. Sie zeigten Szenen aus der Kultur der Dorfbewohner: Jagden, Rituale, Feste. Verwandlungen in Tiere.

Eilig wandte ich mich ab. Ganz sicher wussten sie es. Und sie schienen es regelrecht zu zelebrieren. Das war befremdlich. Bisher war das Thema in meinem Leben immer totgeschwiegen worden oder man tuschelte hinter vorgehaltener Hand darüber.

»Hallo!« Orlandos Ruf riss mich aus meinen Gedanken. Dabei galt er nicht mir, sondern der Frau mit schwarzem Haar und rötlich brauner Haut im besten Alter, die im Pub bei der Theke stand und uns bereits zugesehen hatte, wie wir nähergekommen waren.

Ich holte auf, als sie grüßend nickte.

»Euer Dorf ist wirklich toll gelegen, so mitten im Dschungel«, plauderte Orlando drauf los, unbedarft wie er war. Er ging generell davon aus, dass die Leute unsere Sprache sprachen – und meist kam er mit dieser charmanten Frechheit durch.

Die Dame war nicht gerade der mütterliche Typ, hatte eine harte Miene aufgesetzt und nickte erneut, während sie ein Glas abwusch.

»Wir hatten uns gefragt, ob es möglich wäre, bei euch zu übernachten? Gibt es hier vielleicht eine Ferienwohnung? Eine Pension?«

Mit verdrießlicher Miene nickte die Frau wieder.

Ich bekam den Verdacht, dass sie gar kein Englisch sprach.

Schon wollte ich mit einigen Brocken Spanisch unterstützen, da murrte sie: »Die Hüter haben noch Zimmer.« Sie wies mit dem Kinn in eine unbestimmte Richtung.

»Die ›Hüter‹?« Orlando setzte sein gewinnendstes Lächeln auf, das jedes Schwiegermutterherz höherschlagen ließ. »Wo finden wir sie?«

»Wer möchte das wissen?«

Ein Schatten legte sich über uns, als ein Mann an die Bar herantrat und sein leeres Glas abstellte. Die dunklen Augen fanden meine. Augenblicklich machte mein Herz einen Satz und mein Magen schlug einen Purzelbaum.

Ich musste sehr erschrocken aussehen, denn ein leichtes Lächeln legte sich auf Percys Lippen. »Willkommen im Dorf«, schnurrte er samten.

Hitze schoss mir in die Wangen. In der gleichen Tonlage hatte er mir vorhin ins Ohr geraunt, dass er nichts dagegen hätte, mit mir zu schlafen. Obwohl ich abgelehnt hatte, bekam ich ein schlechtes Gewissen, als würde ich Orlando fremdgehen. Dabei käme sowas für mich niemals in Frage!

»Ah, einer der Hüter, nehme ich an?« Mein Verlobter, der die plötzliche Spannung in der Luft nicht bemerkte, hielt Percy die Hand hin. »Ich bin Orlando und das ist Amanda. Wir würden gern eine Nacht im Dorf schlafen.«

Percy beachtete ihn kaum. Der Händedruck folgte, doch sein Blick brannte sich dabei in mich. »Wir haben noch ein Zimmer frei«, sagte er, mehr zu mir. »Ich bringe euch hin.«

»Das ist großartig, vielen Dank!« Begeistert strahlte Orlando ihn an, dann mich.

Ich zwang mich dazu, erleichtert zu lächeln.

Wir folgten Percy nach draußen. Er führte uns über den Dorfplatz und ich nutzte die Gelegenheit, um mich erneut umzusehen. Das Kopfsteinpflaster unter unseren Füßen fühlte sich uneben an, aber es strahlte eine altehrwürdige Beständigkeit aus, die zum Rest des Dorfes passte. Rund um den Platz herrschte nach wie vor ein geschäftiges Treiben: Frauen trugen Körbe voller Obst, ein alter Mann reparierte ein Fischernetz und Kinder rannten lachend um den Brunnen in der Mitte. Ich sah ihnen zu, solange ich der intensiven Anziehung des Mannes vor mir widerstehen konnte.

Zu meiner Schande musste ich gestehen, dass ich das nicht lange durchhielt. Percy dominierte den Platz mühelos. Sein

aufrechter Gang und die ruhig-autoritäre Ausstrahlung machten deutlich, dass er hier einen gewissen Stand hatte. Einige nickten ihm respektvoll zu, während andere kurz innehielten und ihm einen Gruß zuriefen. Er antwortete knapp, aber charmant auf jeden.

Am Rand des Platzes blieb er vor einem beeindruckenden, zweistöckigen Haus stehen. Es passte sich in das Bild des Dorfes ein, war jedoch deutlich größer und schien neuer zu sein als die anderen Häuser. Die massiven Holzwände schimmerten golden im Licht der sinkenden Sonne und die verglasten Fenster reflektierten das Grün des Dschungels. Ein Dach aus Palmblättern lag darauf gebettet.

Percy öffnete die schwere Holztür mit einer geschmeidigen Bewegung und trat ein, ehe wir folgten. Das Innere überraschte mich. Es war erstaunlich modern. Die Räume waren großzügig geschnitten und die großen Fenster ließen reichlich Licht hinein. Die Böden bestanden aus poliertem Holz. Überall hingen schlichte, aber geschmackvolle Verzierungen, die an die Kultur des Dorfes erinnerten: geschnitzte Masken, gewebte Stoffe und kleine Statuen.

»Euer Zimmer ist im Erdgeschoss«, erklärte Percy, während er uns durchs Haus führte. »Es hat genug Platz für euch beide und ein eigenes Bad. Hier unten habt ihr eure Ruhe.«

Der Raum, den er uns zeigte, war schlicht, aber gemütlich. Ein großes Bett mit einem Rahmen aus dunklem Holz dominierte ihn. Die Bettwäsche war in warmen, erdigen Tönen gehalten. Ein kleiner Schreibtisch und ein Schrank aus Bambus ergänzten das Mobiliar. Die Fenster boten einen Blick auf den Dschungel, der sich wie eine grüne Wand direkt hinter dem Haus anschloss.

»Das ist wirklich schön«, sagte Orlando mit ehrlicher Bewunderung. Er ließ seinen Rucksack aufs Bett fallen und wandte sich an Percy. »Vielen Dank, dass wir hierbleiben dürfen.«

Percy nickte knapp. »Fühlt euch wie zu Hause. Wenn ihr etwas braucht, sagt Bescheid.«

Kurz ruhte sein Blick auf mir, bevor er sich abwandte. Er ließ uns allein und ich konnte erst wieder atmen, als seine Schritte auf der Treppe verklangen.

Orlando drehte sich zu mir um, ein strahlendes Lächeln auf seinem Gesicht. »Ist das nicht perfekt?«

Ich zwang mich zu einem Nicken und setzte mich auf die Bettkante, während ich versuchte, die Gedanken zu ordnen, die

in meinem Kopf wirbelten. Perfekt? Vielleicht für Orlando. Für mich fühlte es sich an, als hätte ich eine Tür geöffnet, hinter der etwas wartete, nach dem ich nicht zu greifen wagte.

*

Sobald wir unsere Sachen im Zimmer verstaut und uns ein wenig frisch gemacht hatten, entschieden wir, noch einmal das Dorf zu erkunden. Inzwischen war die Sonne untergegangen und der Platz war in ein warmes, goldenes Licht getaucht. Einfache Laternen erleuchteten die Wege, während die Dunkelheit des Dschungels ringsherum dichter wurde. Kühl legte sich die hohe Luftfeuchtigkeit auf unsere Haut und in unsere Kleidung. Tierische Rufe drangen aus dem Wald. Das Zirpen von Zikaden erfüllte die Luft.

Der Pub war jetzt das Zentrum des Geschehens. Gelächter und Gespräche waren bereits von weitem zu hören und die fröhliche Melodie einer Gitarre mischte sich in die Geräuschkulisse. Drinnen war die Stimmung gut. Menschen saßen an den rustikalen Holztischen, einige lehnten an der Bar.

Orlando bestellte etwas zu essen für uns – eine Suppe mit frischem Gemüse und Brot. Dazu ließ er sich ein Bier bringen,

während ich mich für eine hausgemachte Limonade entschied. Die Herzlichkeit der Menschen erfüllte das Lokal. Jeder schien jeden zu kennen – und sie waren offensichtlich gern beieinander. Die Verbundenheit der Dorfbewohner war fast greifbar. Kein Wunder, dass es sich irgendwie nach zuhause anfühlte, obwohl ich nie zuvor hier gewesen war. Es war angenehm heimelig.

Ich lehnte mich zurück, nippte an meiner Limonade und beobachtete die Menge. Frauen und Männer redeten und lachten, Kinder huschten zwischen den Erwachsenen hindurch, als wäre es gar nicht spät. Es war alles so ... anders und doch fühlte es sich so vertraut an.

Eine Sache ließ mich trotzdem nicht los: Percy. Während Orlando mit dem Mann neben uns ins Gespräch kam, spähte ich umher und suchte nach seiner anziehenden Aura, die mich heute schon so durcheinandergebracht hatte. Doch er war nicht da. Nirgendwo.

Ich schämte mich fast für meine Erleichterung und zugleich dafür, dass ich nach ihm Ausschau hielt. Es war absurd. Ich war hier mit Orlando, meinem ›Verlobten‹, der mir zulächelte, während er redete. Und doch hatte diese unerwartete Begegnung in mir ein Unruhegefühl geweckt, das ich nicht unterdrücken konnte.

Was faszinierte mich so an Percy? Seine Haltung und die tiefe Stimme? Oder war es einfach das Mystische, das ihn umgab? Wie selbstverständlich er etwas auslebte, das ich seit Jahren krampfhaft zu verstecken versuchte?

Was auch immer es war, es musste aufhören. Besser früher als später.

KAPITEL 3

Die Dunkelheit im Zimmer wurde einzig vom schwachen Schein der Laterne durchbrochen, die draußen in der Nähe des großen Fensters stand. Orlando atmete gleichmäßig neben mir. Wie ich es von ihm kannte, war er eingeschlafen, kaum dass sein Kopf das Kissen berührt hatte. Sein Arm ruhte lose über meiner Taille und normalerweise hätte ich mich in dieser Vertrautheit sicher gefühlt. Doch heute lag ich wach und wälzte mich hin und her.

Der Tag war aufwühlend gewesen. Allen voran wegen Percy, der mich mit einem einzigen Blick aus dem Konzept gebracht hatte. Er war also ein ›Hüter‹. Was er wohl behütete? Schafe oder Schweine hatte ich keine gesehen, seit wir hier waren. Und ich konnte mir bei einem Raubtier auch schwer vorstellen, dass er sich beherrschen könnte – zugleich fühlte ich mich schlecht bei dem Gedanken. Genau diese Oberflächlichkeit war Grund dafür, dass unsereins von ›gewöhnlichen Menschen‹ so verabscheut wurde.

Einfach nicht mehr an ihn denken!

Ich presste die Lippen zusammen und schloss die Augen, als könnte ich die Erinnerung an seine intensive Ausstrahlung und die Wärme seiner Stimme damit verdrängen.

Tief und schnurrend hörte ich sie in meinem Geist: »Mate.«

Er hatte es wirklich gesagt. Meine Haut prickelte allein bei dem Gedanken daran, obwohl es mich empören sollte. Was erwartete er eigentlich? Dass ich mein Leben, meine Beziehung und Zukunft einfach wegwerfen würde, nur weil er mich für seine Seelenverwandte hielt? Natürlich wusste ich von dem, was man sich über Wandler erzählte. Das Animalische, Triebgesteuerte, weshalb die Gesellschaft sie verachtete – zumindest da, wo ich herkam. Als Teenager hatte ich mir einen ›Mate‹ erträumt, einen Partner, der perfekt für mich passte. Aber ich war erwachsen geworden. Ein großes Mädchen in der großen Stadt. Und große Mädchen hingen keinen Märchen mehr nach.

Mate. Allein dieses Wort! Als könne er damit Besitzansprüche an mich stellen wie an einen Gegenstand!

Ich liebte Orlando – und das aus freien Stücken, nicht aufgrund irgendeines Triebes. Er war mein Anker in dieser Welt, mein sicherer Hafen. Wir planten zu heiraten und unser Leben zusammen aufzubauen. Das war echt. Keine obskure Verbindung, wie Percy sie in mir zu sehen glaubte.

Trotzdem ließ mich der Gedanke nicht los. Warum hatte er das gesagt? Wie konnte er sich so sicher sein?

Ich schob es abermals von mir. Es spielte keine Rolle. Seine Überzeugung war irrelevant. Es gab nichts zwischen uns. Und selbst wenn, würde ich es nicht zulassen. Ich könnte Orlando nie betrügen. Schon beim Gedanken daran sträubte sich alles in mir. Er vertraute mir. Dieses Vertrauen würde ich niemals brechen.

Ich atmete tief durch, um den Knoten in meinem Magen zu lösen. Es wäre besser, direkt zu sein, sollte Percy eine neue Andeutung machen. Ihm zu sagen, dass er sich täuschte. Dass es keine Verbindung gab, zumindest nicht für mich. Vielleicht würde er dann aufhören, mich so anzusehen. So intensiv, so sicher, als hätte er Antworten, nach denen ich nicht einmal suchen wollte.

Ich zwang meinen Körper, unter Orlandos Arm ruhig zu bleiben, damit er nicht aufwachte. Es war nur ein weiterer Tag, sagte ich mir. Ein Tag, der bald vergessen sein würde. Und Percy würde genauso in der Vergangenheit verschwinden wie dieses Dorf, sobald wir weiterzogen.

Kaum war ich endlich eingeschlafen, schreckte ich schon wieder aus dem Schlaf, keuchend und schweißgebadet. Mein Herz raste, als wäre ich tatsächlich um mein Leben gerannt. Neben mir regte sich Orlando, murmelte etwas Unverständliches und drehte sich auf die Seite, ohne aufzuwachen. Ich blieb still, um ihn nicht zu stören, während ich versuchte, mich zu sammeln.

Die Bilder des Traums waren noch immer so lebendig, als wäre ich gerade erst entkommen. Der dunkle Wald, das knisternde Laub unter meinen nackten Füßen, die kühle, feuchte Luft, die sich in meine Lungen gelegt hatte. Ich war gerannt, blindlings und stolpernd, während die Schatten nach mir gegriffen hatten.

Und dann war da dieser Panther gewesen. Sein lautloser Schritt, sein geschmeidiger, kraftvoller Körper, goldene Augen, die in der Dunkelheit geglommen hatten. Er hatte mich verfolgt. Ich hatte ihn nie wirklich sehen können, aber ich hatte gespürt, dass er bei mir gewesen war. Dass er immer nähergekommen war. Sein heißer, schwerer Atem hatte meinen Nacken gestreift.

Ich hatte Angst gehabt. Pure, instinktive Angst, wie ein Beutetier sie verspürte, wenn der Tod auf leisen Pfoten nahte. Doch zugleich war da eine Hitze in mir gewesen, ein Kitzeln in

meiner Brust. Ein Zug in seine Richtung, als wollte ich mich ihm ergeben.

Seiner betörenden, verführerischen Ausstrahlung zu widerstehen, war im Traum ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Tief in mir hatte ich gewusst, dass ich vor ihm nicht würde fliehen können. Dass er mich früher oder später erlegen würde.

Und dann war ich gefallen, in das weiche Moos des Waldbodens. Der Panther hatte sich auf mich gestürzt, seine Pranken waren neben meinem Gesicht gelandet. Der heiße Atem hatte meine Wange gestreift. Ich hatte dem Tod ins Auge gesehen. Doch statt zuzuschlagen, hatte er den Blick nur erwidert, lange und eindringlich. Der Moment war so intensiv gewesen, dass ich aufgehört hatte, zu atmen – und davon war ich aufgewacht, panisch nach Luft schnappend.

Mein Herz ging noch immer unruhig, während ich in die Dunkelheit des Raums starrte. Es war nur ein Traum gewesen, doch die instinktive Furcht hielt an – genauso wie das Verlangen, diese Lust, die ich nicht anzunehmen wagte.

Ich zog die Knie an die Brust und lehnte mich am Kopfende des Bettes gegen die Wand. Orlando schnarchte leise. Ich wünschte, ich könnte so ruhig schlafen, aber meine Gedanken wirbelten nur um eine Sache: den Panther.

Ich kniff die Augen zusammen und schluckte schwer. Nein. Ich würde nicht zulassen, dass dieser Mann mein Leben durcheinanderbrachte. Es war nur ein Traum! Träume hatten keine Macht über die Realität.

Kurzentschlossen – und schrecklich durstig nach diesem Sprint durch den Wald – schob ich die Beine aus dem Bett und stand auf. Ich würde mir ein Glas Wasser aus der Küche holen, mich dabei in der Realität erden und auf andere Gedanken kommen.

Mit diesem Vorsatz griff ich nach meinem Handy, schaltete dort die Taschenlampe an und verließ auf leisen Sohlen das Gästezimmer. Ich war überrascht, dass im Haus noch Licht schien – gedimmt zwar, aber für kurz nach zwei Uhr in der Nacht doch überraschend.

Gerade fragte ich mich, ob er wach war, da kam er aus dem Wohnbereich.

Plötzlich standen wir einander gegenüber. Unsere Blicke fanden sich. Mein Herz stolperte, als für den Bruchteil einer Sekunde die Erinnerung daran aufflammte, wie er mich in den Waldboden gedrückt hatte. Gerade war ich mir gar nicht sicher, ob das Bild echt oder aus dem Traum gewesen war.

»Hey.« Mit einem sanften, warmen Lächeln trat Percy näher.

»Kannst du nicht schlafen?«

Stumm schüttelte ich den Kopf. In seiner Anwesenheit verließen mich die Worte. Sonst war ich so redefreudig und schlagfertig, aber sobald ich seiner intensiven Ausstrahlung ausgesetzt war, war mein Geist wie leergefegt.

Percy blieb in angemessenem Abstand vor mir stehen. Diesmal trug er ein Shirt über den Jeans. Beides schwarz. Es stand ihm unerhört gut. Und obwohl seine Augen in dieser Gestalt von einem dunklen Braun waren, bildete ich mir ein, dass sie im dämmrigen Licht glommen.

»Und du?«, fragte ich, weil ich nicht wusste, was ich sonst sagen sollte.

Percy schmunzelte. »Ich gehe selten vor vier ins Bett.«

»So spät?« Überrascht kam ich näher. »Kollidiert das nicht mit deinen Arbeitszeiten?«

Sein Glucksen klang wie ein Schnurren. Es ließ mein Trommelfell kribbeln und legte sich warm in meinen Magen, der sich am liebsten in das Geräusch hineingekuschelt hätte.

»Hier draußen sind wir nicht an die strengen Regeln aus der Großstadt gebunden, kleine Maus«, informierte er mich.

Im Büro hätte ich diese Bezeichnung für eine misogynie Beleidigung gehalten. Doch wenn er das sagte, wie die große, gefährlich verführerische Raubkatze, die er war, klang es fast wie ein Kompliment. Eine Anspielung auf ein gemeinsames Geheimnis, eine Sache, die uns verband. Es gefiel mir zu gut.

Ich straffte die Schultern, weil ich mich daran erinnerte, dass ich emotional Abstand halten musste. »Eigentlich wollte ich mir nur ein Glas Wasser nehmen. Ich habe ziemlichen Durst.«

»Ah.« Mit verstehender Miene wick Percy zur Seite. »Natürlich. Ich zeige dir, wo die Gläser sind.« Er wies in Richtung Küche.

Auf weichen Knien ging ich voran. Fahrig schloss ich die Taschenlampen-App auf dem Handy und trat in die große Küche ein, die, wie der Rest des Hauses, durch rustikale, moderne Eleganz bestach. Echtholz und dunkler Stein dominierten die Oberflächen und Schränke.

Ich konnte mich kaum darauf konzentrieren. Dafür spürte ich zu deutlich Percys Aufmerksamkeit im Nacken, seine Nähe und die verführerische Anziehung zwischen uns. Es erinnerte mich an den Traum und das brachte mich durcheinander.

»Hier.« Percy nahm ein Glas aus einem Schrank über der Spüle. »Und hier ist eine neue Wasserflasche.« Er zog sie aus einem Kasten, schraubte sie auf und reichte sie rüber, als wüsste er,

dass ich mich oft schwer damit tat, diese Flaschen aufzuschrauben.

»Danke.« Ich goss ein.

Schweigen legte sich über uns, während ich am Glas nippte. Die Luft wirkte schwerer als im Dschungel. Sie drückte sich auf meine Schläfen und lähmte mir die Zunge. Ich meinte, zwischen uns so viele Fragen zu spüren. Meine Neugier drängte mich, mehr über diesen Wandler zu erfahren. Doch meine Vernunft hielt dagegen. Das hier ging mich alles nichts an. Morgen wäre ich wieder weg.

»Woher kommst du?«, fragte Percy. »Dein Dialekt, ist das New York?«

Nickend stellte ich das Glas ab. »Ich bin in Manhattan aufgewachsen und lebe jetzt in Brooklyn mit Orlando und unserem Kater.«

Percy gluckste. »Du hast einen Kater.« Amüsiert hob er eine Augenbraue.

Meine Wangen wurden warm. Ich konnte ihm nicht in die Augen sehen. Trotzdem gestand ich leise: »Einen schwarzen Kater namens Bagheera.« Es war schräg, sowas einem Pantherwandler zu beichten. Dass ich den Namen vom Panther

aus dem Dschungelbuch hatte, sagte ich ihm lieber nicht. Percy würde es falsch verstehen.

Er lachte leise. »Also hast du eine selbstzerstörerische Ader, Maus? Spielst gern mit dem Feuer?«

Eilig schüttelte ich den Kopf. »Eigentlich nicht. Ich mag einfach Katzen.« Lässig zuckte ich mit den Schultern.

»Hmhmm«, brummte er schmunzelnd.

Belustigung stand ihm gut. Überhaupt mochte ich Percys Gesicht. Es war so wohldefiniert mit den hohen Wangenknochen, der breiten Nase und den buschigen Augenbrauen. Seine Miene war weich und warm, wenn er mich ansah. Da lag ein Funkeln in seinen Augen, das mich magisch anzog.

»Du spürst es auch, nicht wahr?« Geschmeidig trat Percy näher. »Dieses Band zwischen uns. Das Ziehen in der Brust, gegen das man sich nicht wehren will. Ich hatte nicht damit gerechnet, dich jemals zu treffen.«

Ich wollte widersprechen. Wollte lügen. Doch seine Fingerknöchel strichen über mein Schlüsselbein. Als sich von dort eine Gänsehaut ausbreitete, wanderte die Hand tiefer und blieb über meinem Tanktop zwischen den Brüsten liegen, wo

mein Herz schlug und ich das Ziehen fühlte. So, als wüsste Percy ganz genau, dass es da seinen Ursprung hatte.

Wir sahen einander an. Schweigend. Ich verlor mich in seinen Augen. Sie waren so dunkel wie der Dschungel bei Nacht. Ich sah den Panther darin, hörte sein Schnurren im Ohr, spürte seine Wärme an meinem Körper, obwohl sich Percy keinen Zentimeter bewegt hatte.

Mein Atem stockte. Blinzelnd trat ich zurück. »Ich spüre gar nichts«, behauptete ich und trank einen großen Schluck Wasser, weil mein Gesicht in den letzten Sekunden wieder heißer geworden war, als hätte ich Fieber entwickelt.

Percy ließ die Hand sinken. Er runzelte die Stirn. »Ich weiß, es ist nicht ideal.«

Schnaubend stellte ich das Glas ab und wiederholte ungläubig: »Nicht ideal.«

Was bildete er sich eigentlich für eine Zukunft ein? Wir kannten uns nicht. Ja, da herrschte eine gewisse Anziehung, aber sowas passierte nun mal. Kam ständig vor. Gute Güte, ich fand doch auch eine Menge Schauspieler heiß und musste deshalb nicht gleich mein Leben wegwerfen, um mit ihnen ein neues zu beginnen. Weil Träume eben Träume waren und Fantasien gern im Kopf bleiben durften.

»Ich kann mir vorstellen, dass es schwer ist ...« Langsam trat Percy näher. Sein Ton war verständnisvoll. »Den Mate zu treffen, wenn man bereits einen Freund hat.«

»Einen Verlobten. Wir werden demnächst heiraten.« Ich reckte das Kinn.

Einen Moment später tat es mir leid. Percy war zurückgezuckt, so wie Bagheera es tat, wenn etwas zu laut für seine empfindlichen Ohren wurde.

Dabei hatte ich nicht geschrien. Besonders taktvoll bin ich aber auch nicht gewesen. Das hatte ihn verletzt – und das hatte ich nicht gewollt. Er konnte nichts für seine Gefühle.

Mit einem leisen Seufzen fuhr ich mir durchs Lockenhaar. »Hör mal, Percy.« Ich versuchte ein kleines Lächeln. »Wir wissen nichts voneinander. Du hast ein Leben hier, ich meins in New York. Und das ist doch gut so, oder? Jeder ist zufrieden, wie es ist. Ich weiß nicht, was da im Dschungel passiert ist, aber wir sind dir dankbar, dass du uns in deinem Haus übernachten lässt. Das ist wirklich nett von dir.«

»Also wirst du die Bindung ablehnen?« Percy klang matt, als er das fragte.

Ich hatte mir vorgenommen, ihm jegliche Hoffnungen zu nehmen, bevor sie zu groß werden konnten. Darum nickte ich.

»Ich kann mich nicht auf dich einlassen. Tut mir leid. Ich liebe Orlando. Du und ich ...« Ich zuckte mit den Schultern. »Wir kennen uns doch gar nicht. Da werde ich nicht alles aufgeben für ein bisschen Neugier und Abenteuerlust. Entschuldige.«

Das Funkeln war aus Percys Augen verschwunden. Er senkte den Kopf. »Ich verstehe.« Seine Stimme hatte ihr Schnurren verloren, war hohl und fast mechanisch geworden.

Mich erfasste so großes Mitgefühl, dass ich mich zusammennehmen musste, um jetzt keinen Rückzieher zu machen. Dafür, dass er mir nichts bedeutete, war es erschreckend, wie sehr mich die Veränderung in seiner Ausstrahlung mitnahm. Als hätte ich ihn gebrochen.

Aber ich hatte die Wahrheit gesagt, war vernünftig gewesen und meinen Prinzipien treu geblieben – und Orlando.

Percy trat an mir vorbei. »Gute Nacht, Amanda«, sagte er leise. Von ihm mit dem Vornamen angesprochen zu werden, statt mit ›Maus‹, traf mich unvorbereitet. Es verstärkte meine Betroffenheit. Er wirkte von der Sache viel geknickter, als normal sein sollte. War er mental wirklich schon so weit gewesen? Da war es gut, dass ich konsequent geblieben war. Ich wäre ja von Anfang an nicht hinterhergekommen.

»Gute Nacht«, murmelte ich. Dann füllte ich mein Glas erneut und trank es aus, um die Leere zu füllen, die sich plötzlich in meiner Brust aufgetan hatte.

Was für ein verrückter Urlaub.

Ende der Leseprobe

[Zum Ebook](#)

[Zum Taschenbuch](#)